

Mann zum Vorschein, nur dürrtüg bekleidet mit einer ausgefransten Leinenhose. In jeder Hand hatte der Fluchende eine Flasche, die er wie Keulen über seinen Kopf schwang. Der Mensch, der dort in der zerfransten Hose umherwütete, schien wirklich vom Teufel besessen. Er drohte mit Flaschen

und Knütteln, schimpfte und fluchte auf Englisch und Indianisch, daß wir es vorzogen, uns zurückzuziehen. Um ein Haar hätte mein Gefährte eine Flasche am Kopf gehabt. Merkwürdigerweise schienen die Indianer das Wüten ihres Dorfgenosson kaum ernst zu nehmen. Ihre grinsenden Blicke wanderten von uns zu dem drohenden Menschen. Eine gelassene Heiterkeit lag auf allen Gesichtern. Als wir den Rückweg antraten, folgten sie uns langsam, ohne von dem Engländer irgendwelche Notiz zu nehmen.

„Ein schöner Empfang“, meinte mein Gefährte. „Was ist nur los mit dem Kerl?“ Da trat ein alter Indianer auf uns zu, der



„Ich habe die Nerven einer Wildkatze, aber länger halte auch ich es nicht mehr aus.“

sich bis dahin ziemlich abseits gehalten hatte. Er lüftete seinen breiten Hut und begrüßte uns in ausgezeichnetem Spanisch.

„Seien sie nicht so erschrocken über ihren Landsmann, meine Herren! Er ist



jetzt gerade vom Teufel besessen. Aber er wird zu sich kommen. Dann werden Sie sehen, daß er ein braver Mensch ist. Er nimmt nämlich Kaa-fué. Jeden Tag. Sein Weib ist meine Enkelin. Sie ist ihm heute davongelaufen, weil er sie nicht mehr liebt. Denn er schlägt sie nicht mehr.“

Wir blieben in dem merkwürdigen Dorf. Und unsere Tiere bekamen Mais, soviel sie fressen konnten. Am nächsten Morgen besuchten wir den Engländer. Wir trafen ihn, als er müde und still auf seinem Lager saß und Maté schlürfte. Auf seinem kleinen Tischchen aus gebackenem Lehm standen